

Die Verhaftung¹

Der Februar stellte sich ein mit Schnee, frostigem Wind und dem Jaulen des Grenzhundes, den man für den Fall eines Fluchtversuchs im Lager hielt. Sein Gejaule, das vor allem nachts zu hören war, wurde von abergläubischen Lagerinsassen gewöhnlich als Hinweis auf den bevorstehenden Tod einer wichtigen Persönlichkeit aus dem Machtapparat gewertet, der sich günstig auf unser Schicksal auswirken würde. Andere schlossen auf einen Todesfall im Lager. Die meisten aber schenkten solchen Weissagungen kein Gehör, sondern erklärten das Jaulen entweder mit einer Krankheit oder der Läufigkeit des Hundes. Auf jeden Fall aber rief es Beklemmung hervor, vor allem an klirrend kalten Tagen wie diesem.

Unsere wichtigste Sorge war, dem Bunker zu entgehen, was hieß, möglichst wenig Worte mit der Polizei zu wechseln, bei Provokationen auf jeden Fall kühlen Kopf zu bewahren, sich aufs äußerste zu bemühen, den vorgeschriebenen Tagesablauf einzuhalten und die arbeitsfreie Zeit größtenteils im Bett zu verbringen. Das war das Wintermotto für alle, die eines Tages lebendig aus dieser Hölle herauszukommen hofften. Die Angst vor dem Bunker verließ Körper und Geist noch nicht einmal im Schlaf. Sie wuchs und nahm ab, überwältigte uns aber vor allem, wenn die Temperaturen sanken, gelegentlich sogar bis auf minus zwanzig Grad, und immer dann, wenn irgendeine Zuspitzung der Lage in Tirana sich gegen uns hier kehrte. In solchen Situationen reichte ein Wort oder eine Geste, um für einen Monat in den Bunker zu wandern. Im günstigsten Fall, das heißt, wenn die Gesundheit hielt und es bei der Kältefolter blieb, schwächte einen ein solcher Monat so, daß zwei Monate nicht genug waren, um das verlorene Körpergewicht wieder aufzuholen. Allerdings ließ sich diese Strafe auch im Winter nicht immer vermeiden. Xhaferr Xhomo verbrachte diesen schrecklich kalten Februar im Bunker, nachdem sie ihm einen großen Nagel unter die Matratze gesteckt und ihn dann wegen des Besitzes

verbotener Gegenstände bestraft hatten. Allen war klar, daß er in Wahrheit für irgendeine Äußerung im Sommer bezahlte. In diesen Tagen eisiger Februarwinde dachten wir ständig an Xhafa und die anderen im Bunker, nicht nur aus Mitgefühl, sondern auch als Mahnung an uns selbst. Von Dhimo, der ihnen die drei Mahlzeiten brachte, erfuhren wir etwas über ihren Gesundheitszustand. "Heute morgen waren sie noch am Leben", schlossen wir mehr aus seinem hämischen Blick als aus dem, was er uns zu sagen hatte.

Eines Nachts, ich hatte die erste Schicht gehabt und lag nach dem kräftezehrenden Tag im Schlaf der Erschöpfung, kamen Pjetër Koka und Gjon Rica zu mir ans Bett, die übelsten Sadisten unter den Polizisten in Spaç. Sie weckten mich und befahlen mir kurzangebunden, mich anzuziehen und zu dem Schwarzen Brett mit der Lagerordnung herunterzukommen. Der Grund: ich hatte den Regenumhang nicht ins Depot für die Arbeitskleidung zurückgebracht, sondern auf meinem Bett abgelegt. Rechtfertigungen erübrigten sich. Verschlafen zog ich mich an und ging hinunter, wo schon zwei oder drei Häftlinge warteten, die man bereits vor mir geweckt hatte und denen mittlerweile die Kälte in den Gliedern saß. Ein paar andere kamen noch hinzu, doch Pjetër Koka und Gjon Rica dachten nicht daran, die Jagd abzublasen. Eine Stunde verging, aber wir wußten, daß es zum Stil ihrer Provokationen gehörte, einen warten zu lassen. Wenn sie dann nämlich auftauchten, reichte ein unbedachtes Wort, und man landete im Bunker. Schließlich kamen sie an und begannen einen nach dem anderen zu vernehmen. "Verurteilter, warum hast du den Regenumhang nicht in das Depot für die Arbeitskleidung zurückgebracht?", "Kennst du die Vorschriften nicht?", "Warum bist du ungehorsam?", "Warum beachtest du die Vorschriften der Kommandantur nicht?", "Du hast wohl Lust, ins Nest zu gehen!" "Nest" war Pjetërs bevorzugte Bezeichnung für den Bunker.

Es gelang mir, mich zu beherrschen, das heißt, ich antwortete immer mit dem gleichen Satz, daß ich nämlich den Um-

hang mitgenommen hätte, weil mir kalt gewesen sei (in Wirklichkeit hatte ich bloß vergessen, ihn zurückzubringen), und schließlich, um drei Uhr nachts, ließen sie mich dann in mein Bett zurück. Vor lauter Anspannung konnte ich aber nicht mehr einschlafen, was nichts am Wecken um fünf Uhr änderte. Trotzdem war ich zufrieden, immerhin hatte ich es geschafft, mich zusammenzunehmen und war nicht im Bunker gelandet.

* * *

So ging auch dieser Winter herum, mein fünfter in Spaç. Den größten Teil meiner Freizeit verbrachte ich im Gehen, oft zu zweit, um mir die Füße warmzuhalten und ein paar Worte mit Freunden zu wechseln, die nicht zu meiner Brigade gehörten. Manchmal, wenn es nicht ganz so kalt war, ging ich auf eine Partie Schach in die Freizeitbaracke.

Bis dann der 21. Februar 1979 kam.

Es war ein Donnerstag. Ein paar Tage vorher war wieder Schnee gefallen, und der frostige Wind pfiff erneut. Meine Brigade hatte in dieser Woche die dritte Schicht. Wir kamen wie gewöhnlich gegen halb acht Uhr morgens aus der Grube zurück.

Nachdem ich meine Grütze mit Tee zu mir genommen hatte, verließ ich den Speisesaal, um bis zum Morgenappell auf dem Hof umherzuschlendern, die Hände in den Taschen meines Armeemantels vergraben, den Kopf tief in den Kragen gezogen. Trotz aller Erschöpfung nach einer schlaflos verbrachten Nacht belebten sich zu dieser Stunde die Geister für kurze Zeit wieder ein wenig, wahrscheinlich wegen der Beharrungskraft eines normalen Tagesrhythmus.

Gleich darauf war dann der Appell, so daß ich mich um neun Uhr schlafen legen konnte, völlig zerschlagen und ausgebrannt, aber auch mit dem glückseligen Gefühl, endlich ins Bett zu

kommen. Nachdem ich noch den Mantel und die mit Baumwolle abgestepften Hosen, die wir "Fellhosen" zu nennen pflegten, über meine vier dünnen Decken gebreitet hatte, war mir richtig warm. Der einzige Wunsch, den ich in diesem Moment noch hatte, war, daß es niemals zwei Uhr mittags werde, wenn nämlich die dritte Schicht zum Mittagessen geweckt wurde.

Es half aber nichts. Dhimo brüllte "Dritte Schicht, aufwachen!", und wir begannen aus den Betten zu kriechen. Schlaf am Vormittag hinterließ bei mir gewöhnlich eine gewisse Benommenheit und ein Stechen im Kopf. Man schrieb dieses Phänomen allgemein der Übermüdung in Verbindung mit den giftigen Grubengasen zu.

Verschlafen tappte ich in die Vorratskammer, öffnete den Sack, gab etwas Öl in das Eßgeschirr für die Bohnen und ging hinunter, um mich in die Brigade einzureihen. Das eiskalte Aluminiumgefäß hatte ich zwischen Körper und Arm geklemmt, um mir die Finger nicht zu erfrieren. Als alle versammelt waren, erschien die Innenwache, um die Anwesenheit festzustellen und Befehl zum Abrücken in den Speisesaal zu geben. An diesem Tag hatte Hunde-Nue Wache. In der Mirdita² kommt man mit erstaunlich wenig Namen aus. Fast alle hießen hier Nue, Lazër, Mark, Pjetër, Gjin, Gjon, Gjergj oder Zef. So mußten wir den meisten Polizisten Beinamen geben, um sie auseinanderhalten zu können. Hunde-Nue hieß so, weil er sich um den Spürhund zu kümmern hatte, Hinke-Gjergj, weil er seit einem Unfall das Bein nachzog, und den großen und den kleinen Lazër nannte man so, weil der eine schon älter und der zweite noch ziemlich jung war. Bei anderen setzten wir zur Unterscheidung den Nachnamen hinzu, etwa bei Pjetër Leka oder Pjetër Koka, Mark Marku oder Mark Lleshi, und so fort.

Wir wunderten uns ein wenig, daß heute Hunde-Nue da war, weil er gewöhnlich nicht zur Innenwache ins Lager hereinkam. Dhimo holte sich bei ihm die Erlaubnis ein und befahl uns dann, in den Speisesaal zu gehen. Im Gänsemarsch zogen wir an der Brot- und an der Speisetheke vorbei, und als wir unsere Ration

Bohnen (wie üblich waren sie zur Hälfte nicht gar) und einen Schlag Nudeln abgeholt hatten, ließen wir uns zum Essen nieder.

Träge kauend saßen wir an unserer Mahlzeit, als einer hereinkam und verkündete, daß man während unserer Schlafenszeit etwa zwanzig Häftlinge mit Gefangenentransportern und Lastwagen abgeholt hatte. Das ließ sich schwer glauben, doch es kam noch ein anderer, der alles bestätigte. Der erste Gedanke war, daß man sie ins Lager von Ballsh oder ins Gefängnis von Burrel verlegt hatte, doch waren sie, wie berichtet wurde, ohne ihre Habseligkeiten, also Kleider und Lebensmittel, mitgenommen worden, einfach so, wie sie waren, was es noch schwieriger machte, den Grund herauszufinden.

Nach und nach sprach sich die Nachricht an allen Tischen der dritten Schicht herum. Angst verbreitete sich im Speisesaal. Das hatte es in Spaç noch nie gegeben, noch nie waren so viele Leute abtransportiert worden, ohne daß Verlegungen anstanden. Vorstellbar war, daß irgendein Ereignis drunten in Tirana zu überstürzten Reaktionen geführt hatte, aber in solchen Fällen - etwa bei der Verhaftung und Aburteilung der Generäle - verhängte man gewöhnlich Alarmbereitschaft, Familienbesuche wurden verboten, und bei besonders gewichtigen Anlässen schickte man die Häftlinge noch nicht einmal zur Arbeit. Aber daß Leute in Gefangenentransportern und Lastwagen weggebracht wurden, nein.

Schnell schlug die allgemeine Angst in angespannte Erwartung um, da man nicht wußte, ob die Operation bereits abgeschlossen war, oder ob noch andere abgeholt werden würden. Ich hatte inzwischen fertiggegessen und machte mich mit dem Aluminiumgeschirr, das ich mit einer Brotkante blank gerieben hatte, in der Hand auf den Weg zum Aufenthaltsraum unserer Brigade im zweiten Obergeschoß. Der Hof war, wie ich feststellen konnte, fast leer. Die meisten befanden sich in den Zimmern, einige standen aber auch auf den Balkonen der beiden Schlafgebäude herum.

Als ich ins Zimmer kam, war man dabei, die möglichen Gründe für den Abtransport der Zwanzig zu diskutieren. Die ersten Namen fielen. Einer wußte zu berichten, daß sie Xhafërr Xhomo direkt aus dem Bunker geholt und mitgenommen hatten, ohne ihm noch die Möglichkeit zu geben, ein paar Sachen und Lebensmittel zusammenzupacken. Das alarmierte uns am meisten. Wenn sie Xhafa fortgebracht hatten, dann konnte es sich unmöglich um eine Verlegung ins Lager Ballsh handeln, wohin man gewöhnlich nur als Belohnung für Wohlverhalten kam. Es blieb noch eine kleine Möglichkeit, daß sie ins Gefängnis von Burrel gebracht wurden, aber auch dorthin war man nie ohne seine Habseligkeiten verlegt worden.

Nach zwanzig Minuten der Debatten tauchte Dhimo in der Tür auf. Seine Miene war finster, und er hielt den Blick gesenkt, aber nur so weit, daß er noch imstande war, ihn verstohlen über die Häftlinge im Raum schweifen zu lassen. Offenbar suchte er jemanden. Wie er sich benahm, war wenigstens ein kleiner Hinweis auf das, was vor sich ging. Da er an diesem leidvollen Tag als Unheilsbote unterwegs sein mußte, hatte er eine Miene stiller Anteilnahme aufgesetzt, doch sprach aus seinem Blick auch die frohe Gewißheit, daß ihn selbst die ganze Sache nichts anging. Einem im Raum hatte er offensichtlich etwas zu sagen. Alles wartete, wen er ansprechen würde.

Er wandte sich an mich:

"Fatos, komm mal mit, sie wollen etwas von dir."

Schon sein Ton verhiess, daß es sich um etwas Außergewöhnliches, Schwerwiegendes handelte. Ich folgte ihm, schweigend und um äußerliche Ruhe bemüht. Ich konnte die Blicke all der Verurteilten spüren, die auf den Balkonen dreier Stockwerke standen. Sie verfolgten mich, bis ich in dem Durchlaß verschwand, der zwischen den beiden Gebäuden hindurch auf den Platz hinausführte. Als ich einen Schritt hinter Dhimo die Treppe hinabging, kam mir Ali Oseku entgegen, der stets als letzter fertig war, da er viel Zeit auf die gründliche Reinigung seines Geschirrs verwandte. Er gehörte zu den wenigen, mit denen ich

bereits draußen in Freiheit befreundet gewesen war. Mir war, als ob ich etwas zu ihm sagen müsse, und ich sagte:

"Ich gehe weg, Oseku."

Er blieb wie erstarrt stehen. Dann machte er einen Ansatz, die Hand nach mir auszustrecken oder mich zu umarmen. Irrendwie, ganz instinktiv, gab ich ihm zu verstehen, es nicht zu tun, und ging weiter die Treppe hinab. Ali hatte nur noch etwa zwei Monaten bis zur Entlassung vor sich. Im letzten Augenblick drehte ich mich noch einmal zu all den Häftlingen um, die, das Schauspiel beobachtend, über den Balkongeländern hingen. Unsere versäumte Umarmung blieb auf der Treppe zurück.

Im Durchlaß zwischen den beiden Gebäuden ließ mich Dhimo an sich vorbei und kehrte wortlos um. Jenseits der Gebäude ging ich die Treppe hinauf und kam auf dem Volleyballfeld heraus, auf dem der wachhabende Offizier und der große Lazër auf und ab gingen. Der große Lazër, zwar klein von Gestalt, aber ein großer Wichtigtuer, winkte mich in die verbotene Zone hinauf. Das war völlig unnötig, denn ich kannte nun meinen Weg. Hinter der kleinen Tür in der Mauer zur verbotenen Zone nahm mich Hunde-Nue in Empfang und führte mich zum Besuchsraum. Unterwegs fiel mir auf der anderen Seite des Lagerzauns, gleich beim Eisentor, ein Lastwagen mit schwarzer Plane auf, der nur darauf zu warten schien, daß ich auf die Ladefläche stieg. Die Heckklappe war heruntergelassen, und davor stand ein Schemel.

Im Besuchsraum erwartete mich Pjetër Leka, der längste unter den Polizisten von Spaç. Einige haßten ihn wegen seiner Grobheit noch mehr als die übrigen, während andere ihn für einen gutmütigen Psychopathen hielten, weil er sie, erstaunlich genug, gelegentlich aus dem Bunker errettet hatte, als am wenigsten damit zu rechnen gewesen war. Ein in Metall gefaßter Hundezahn ließ ihn auf mich furchteinflößend und abstoßend wirken.

Die beiden begannen mich hastig zu durchsuchen. Pjetër zog mir den Militärmantel aus und begann ihn zu kontrollieren,

während Nue seine Hände in die Taschen meiner Segeltuchjacke steckte und dann an meinen Stepphosen hinuntergleiten ließ, um nach einem möglicherweise in der Baumwollfüllung versteckten harten Gegenstand zu suchen. Ich stellte derweilen fest, daß ich kleidungsmäßig für einen Aufenthalt in der Kälte des Bunkers einigermaßen gerüstet war. Unten trug ich unter meinen Stepphosen die langen Lagerunterhosen und oben, über Hemd und Unterhemd aus Lagerbeständen, meinen Wollpullover, die Segeltuchjacke und schließlich den noch nicht allzu abgenutzten Sodatenmantel.

Die Kontrolle war schnell und oberflächlich. Dann drehten sie mir die Hände auf den Rücken und legten mir die deutschen Handschellen an, ehe Nue mich am Arm faßte und zum Eisentor führte. Der diensthabende Unteroffizier öffnete es, und gleich darauf stand ich mit einem Fuß auf dem Schemel und mit dem anderen auf der Ladefläche des Lastwagens. Noch ein leichter Stoß, und ich plumpste hinein wie ein nasser Sack.

Drinne war zu registrieren, daß ich keineswegs der erste war. Vorne auf der Ladefläche saßen bereits zwei Häftlingspaare: Dhimitër Stefa, mit einem Mann zusammengefesselt, dessen Namen ich nicht wußte, der aber als Spitzel der Kommandantur bekannt war, sowie Muho Bala, auch er an einen anderen gefesselt, nämlich an Xhemal, einen weiteren berüchtigten Bunkerspion. Sie waren mit jeweils einem Handgelenk aneinandergesesselt, während die andere Hand frei war. Die besorgte Frage fuhr mir durch den Kopf: Warum macht man diesen Unterschied zwischen uns? Hielt man mich womöglich für gefährlich? Die Anwesenheit der beiden Spitzel ließ keine Gespräche zu. Dhimitër, Muho und ich blickten uns nur fragend an: Was war überhaupt los? Aber wir blieben stumm.

Wenigstens eines der Rätsel, das mit den Fesseln, löste sich dann. Kaum war ich dem Lastwagen, sah ich, wie Hunde-Nue einen weiteren Häftling, Gjon mit Namen, anbrachte und in den Kontrollraum schob. Ebenso schnell wie mich hatten sie auch

ihn abgefertigt, und er landete gleichfalls gefesselt auf der Ladefläche. Dort nahmen sie erst ihm, dann mir die Handschellen ab und fesselten unsere Handgelenke mit einer Kette aneinander, die sie mit einem Vorhängeschloß sicherten.

Über Gjon war nach seiner Ankunft kaum etwas herauszubekommen gewesen, weil er sich völlig unter seinen Landsleute aus Puka verkroch, doch dann tauchte er plötzlich auf einem der monatlichen Einsatzpläne als Brigadeleiter auf. Einige Zeit später landete er im Bunker und verlor, als er wieder herauskam, den Brigadeleiterposten, behielt aber einen guten Arbeitsplatz, an dem es Geld zu verdienen gab.

Als wir aneinandergefesselt waren, gab ich ihm ein stummes Zeichen, doch es kam keine Antwort.

Dann brachten sie Eduard Vata. Zwei Polizisten mußten ihn stützen, weil er wegen einer Thrombose, die im Winter seine Beine anschwellen ließ, nicht richtig gehen konnte. Er war direkt aus der Krankenstation abgeholt worden. Seine Ankunft erstaunte und verwirrte mich. Dann kam Hysen, ein bekannter Bunkerspion, der uns das Karbid zuteilte. Im Unterschied zu den anderen lachte er und unterhielt sich mit Hunde-Nue. Auf dem Lastwagen fesselten sie ihn mit Eduard zusammen. Dann brachten sie Thoma Bejo, der in Joppe und Mantel wie ein praller Sack aussah. Auch er bekam einen notorischen Spitzel an seine Seite.

Warum fesselten sie uns paarweise mit Spionen zusammen? Das war, überlegte ich mir, wohl eine Vorsichtsmaßnahme für den Fall von Fluchtversuchen unterwegs. Ihre Liebediener, an denen wir hingen, würden es auf keinen Fall zulassen, daß wir flohen. Das machte meine Sorge nicht eben kleiner.

Nachdem so fünf Kettenpaare gebildet worden waren, bestiegen noch vier Polizisten die Ladefläche und besetzten die Ecken. Dann ging es los.

Die Plane hinten über der Ladeklappe ließen die Polizisten offen. Ich war vor fünf Jahren im Gefangenentransporter nach Spaç gekommen und hatte von der Strecke nichts mitbekom-

men. Erst jetzt, nach fünf Jahren, bekam ich mehr zu sehen als das felsige Bergwerksgelände und den strauchbestandenen Berghang gegenüber, jenseits des tief eingegrabenen Bachbetts. Die Landschaft blieb, wie ich feststellen konnte, die gleiche: mit niedrigem, nun fast völlig mit Schnee bedecktem Gesträuch überwachsene Hügel. Dazwischen, an dem schroff abfallenden Hang zum Bach entlang, schlängelte sich die ziemlich gefährliche, unbefestigte Fahrstraße dahin.

Über den neuen Eindrücken vergaß ich meine Angst ein wenig. Doch sie kehrte sofort zurück, als hinter uns ein schwarzer Geländewagen mit Tiranaer Kennzeichen auftauchte, der nicht überholte, sondern uns im gleichbleibenden Abstand von etwa dreißig Metern folgte. Schnell wurde klar, daß er uns begleitete. Ab und zu blieb er hinter einer Kurve zurück, doch dann war er wieder da, stets im Abstand von dreißig Metern. Ich starrte auf die beiden lehm Braun matschigen Spuren, die die Autoreifen im Weiß der Straße hinterließen. Neben dem Fahrer des Geländewagens saß ein Zivilist in Anzug und Krawatte, der typische Ermittlungsbeamte. Die kahlen Sträucher auf den Hügeln von Spaç in ihrer Schneeuniform waren nun nicht mehr interessant. Ich starrte mit wachsender Angst auf das hinter uns herkurvende schwarze Auto und das Gesicht des Zivilisten, der rhythmisch an seiner Zigarette zog.

Wir wußten nicht, wohin man uns brachte. Im Beisein der je vier Polizisten und Spitzel sprachen wir nur wenig. Thoma äußerte murmelnd die Vermutung, daß man uns vielleicht in das Disziplinargefängnis von Burrel brachte. Das hörte sich eher zuversichtlich als entsetzt an. Zwischen Bangen und Hoffen warteten wir auf die Abzweigung nach Burrel bei der Zogu-Brücke. Doch der Lastwagen fuhr nicht nach links, sondern geradeaus weiter nach Süden. Burrel kam nicht mehr in Betracht. Dann, auf den rund dreißig Kilometern zwischen der Zogu-Brücke und Fushë-Kruja, fingen wir an, auf das Lager von Ballsh zu hoffen. Doch in Fushë-Kruja bog der Lastwagen nach Tirana ab.

In zwanzig Minuten würden wir in Tirana sein und erfahren, was los war. Die Angst der Ungewißheit pochte immer heftiger in uns.

* * *

Als wir in Tirana einfuhren, war es schon dunkel. Auf dem Platz am Stadtrand bog der Lastwagen nach links auf den Ring ein. Nachdem ich meine Geburtsstadt fünf Jahre nicht mehr gesehen hatte, war ich hin- und hergerissen zwischen Angst und der Neugier. Besonders Eindruck machten auf mich die erleuchteten Fenster der Wohnblocks am Ring, hinter denen sich das Familienleben abspielte, das ich so stark vermißte. Ich wäre so gerne mit da drinnen gewesen in diesen von Licht und Menschen erfüllten Kuben und hatte doch viel mehr damit zu rechnen, in einem ganz anderen, öden und leeren Kubus zu landen.

Rasch hatten wir das kurze Stück auf dem Ring zurückgelegt und bogen in das stockfinstere Sträßchen zum Gefängnis von Tirana ein. Vor dem großen Eisentor hielten wir. Es öffnete sich, und wir fuhren hinein in das Gefängnisareal, wo wir noch zwei weitere Tore zu passieren hatten, ehe der Lastwagen endgültig zum Stehen kam. Beim Aussteigen stellte ich fest, daß wir uns auf dem kleinen Innenhof zwischen dem Gemeinschaftsbau und dem Zellentrakt für die Untersuchungsgefangenen befanden. Links und rechts von uns erhoben sich hohe Mauern mit Eisentoren in der Mitte. Öffnete sich das Tor auf der linken Seite, bestand Anlaß zu der Hoffnung, daß wir in den Gemeinschaftsbau kamen, um dort den Weitertransport abzuwarten. Ging das Tor rechts auf, dann landeten wir in einer Einzelzelle. Ich bereitete mich innerlich auf das Schlimmste vor, ohne schon ganz die Hoffnung aufzugeben, daß sich das linke Tor öffnen würde. Die Schlüssel klapperten rechts im Schloß. Dhimitërs besorgter Blick traf den meinen. Mehr, um meine Furcht in den Griff zu

bekommen, als um ihm etwas mitzuteilen, das er nicht schon gewußt hätte, sagte ich leise: "Untersuchungshaft!"

Er formte die Lippen zu einem Wort, das ich nicht lesen konnte.

Als sich das Tor zum Hof des Zellenbaus hinter uns geschlossen hatte, nahmen sie uns endlich die Handfesseln ab.

Schon bei der Tür des Zellentrakts mit ihren klobigen schwarzen Eisenriegeln schlug mir der charakteristische Mief entgegen, eine Mischung aus verbrauchter, kohlendioxidgeschwängelter menschlicher Atemluft mit dem Gestank von Rost, Tabak, muffigen Lumpen und Fäkalien vermischt.

Gleich darauf erschienen zwei Personen, ein Zivilist und ein Offizier. Der Zivilist gab dem Polizisten Anweisung, das innere Gefängnistor aufzuschließen und uns der Reihe nach in einen kleinen Raum im Erdgeschoß zu bringen, wo man uns offensichtlich den üblichen Kontrollen und Formalitäten unterziehen wollte. Beim Öffnen der Türen war jenes markerschütternde Quietschen zu hören, das ich vor fünf Jahren sieben Monate lang hatte ertragen müssen. Ich fühlte, wie die bitteren Erinnerungen an diese Zeit zurückkehrten. Zu zehnt warteten wir vor der Tür. Als erster ging Muho hinein, der am nächsten stand, und kehrte nicht mehr zurück. Dann Thoma. Als die Reihe an mich kam, versuchte ich möglichst gelassen zu erscheinen. Doch innerlich rang ich um die Kraft, dies alles durchstehen zu können. Irgendwo in der Tiefe zwischen Bauch und Brust entstand eine Woge von Energie, die verhinderte, daß mein Körper in ein Zittern der Angst verfiel.

Drinnen in dem kleinen Raum erwartete mich außer dem Zivilisten, bei dem es sich wohl um einen Ermittlungsbeamten handelte, und dem khakifarben uniformierten Offizier, dem Wachhabenden dieser 24-Stunden-Schicht, auch noch ein Polizist, der offenbar für die Abläufe im Innern verantwortlich war.

"Wer bist du?" fragte mich der Zivilist.

"Fatos Lubonja", antwortete ich.

Er warf einen Blick auf das Papier in seiner Hand. Unterdessen begann der Polizist mit der Leibesvisitation. Er befahl mir, mich bis auf die Unterwäsche zu entkleiden, und unterzog jedes Kleidungsstück einer peinlich genauen Kontrolle. Dann sah er mir noch in die Unterhosen, um herauszufinden, ob darin etwas versteckt war, ehe er mir befahl, mich wieder anzuziehen. Der Hosengürtel allerdings blieb als verbotenen Gegenstand auf dem Tisch zurück. Während ich mich wieder anzog, stellte ich fest, daß auf dem Tisch noch andere persönliche Gegenstände lagen, Häftlingshabe, etwa verrostete Grubenfeuerzeuge, aus dem Gewebe von Luftschläuchen gefertigte Leibriemen, Tabakspfeifen, Kaffeelöffel aus Aluminium, Segeltuchmützen. Sie waren getrennt auf weißen Bögen abgelegt, deren Schriftseite nach unten wies, damit man die Namen nicht lesen konnte. Augenscheinlich war dies das Hab und Gut jener, die man vor uns aus Spaç abgeholt hatte. Sie waren also ebenfalls durch diesen Durchsuchungsraum gegangen und saßen nun bereits in den Gefängniszellen, in denen auch wir uns gleich wiederfinden würden.

Aus dem Albanischen von Joachim Röhm

¹ Das 7. Kapitel des Buches. Die Überschrift stammt vom Übersetzer.

² Gebirgsgegend in Nordostalbanien, in der sich das Bergwerk von Spaç befindet.